

M. O'KEEFE

BROKEN
DARKNESS

SO VERFÜHRERISCH

BROKEN DARKNESS

So verführerisch

Broken Darkness

Band 1: So verführerisch

Band 2: So vollkommen

Band 3: So gefährlich

M. O'Keefe hat ihren ersten Liebesroman mit 25 Jahren veröffentlicht und seitdem über dreißig Romane geschrieben. Sie wurde zwei Mal mit dem RITA ausgezeichnet, dem wichtigsten Preis für das Romance-Genre, und war vier Mal für den RT Reviewers' Choice Award nominiert. Bisher erschienen ihre Bücher unter dem Namen Molly O'Keefe, aber mit ihrer vierbändigen Serie »Broken Darkness« schlägt sie nun als M. O'Keefe eine dunklere, erotischere Richtung ein. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Ontario, Kanada.

M. O'KEEFE

BROKEN
DARKNESS
So verführerisch

Roman

Aus dem Englischen von
Angela Koonen

Weltbild

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Everything I Left Unsaid*
bei Bantam Books / Penguin Random House LLC, New York.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8A, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2015 by Molly Fader
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH,
Hamburg
Übersetzung: Angela Koonen
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: Shutterstock / Riseness
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-98507-451-8

Für Adam. Für alles.

ERSTER TEIL

Annie

Flucht roch wie abgestandener Zigarettenrauch, großzügig übernebelt mit Raumerfrischer.

Ich ließ meine Reisetasche auf das Stück Linoleum vor dem Herd des Wohnwagens fallen und zog die dünne Blechtür hinter mir zu. Sie rastete nicht gleich ein, sodass ich sie zuknallen musste.

Der Wohnwagen wackelte.

Ich werde ein besseres Schloss brauchen.

Nicht dass ich durch Schlösser bisher sicher gewesen wäre. Schlösser hatten mich genauso wenig schützen können, wie ganz still zu sitzen und mich klein zu machen.

Hier kümmert sich jeder um seinen eigenen Kram. Bleibt für sich. Das hatte Kevin, der Parkmanager, gesagt, als ich das Geld für den Wohnwagen hinlegte. *Es ist sicher, und es ist ruhig, und wir dulden hier keinen Blödsinn.*

Sicher, ruhig und kein Blödsinn, damit war dieses Fleckchen Morast genau der richtige Ort für mich, um diese Woche panischen Herumreisens zu beenden. Richtungswechsel, ein Ticket nach Westen kaufen, um nach Osten zu fahren. Busse. Züge.

Draußen vor meinem Wohnwagen stand ein gebrauchter Toyota mit schlechten Bremsen und defektem Radio. Den hatte ich einem Highschool-Footballer in Virginia abgekauft, dessen Hoffnungen die Karre nicht hatte erfüllen kön-

nen, und war zuerst nach Norden gefahren, um dann nach Süden abzuschwenken. Aber ich musste irgendwo anhalten. Ich konnte nicht unaufhörlich Auto fahren.

Sieben Tage und Hunderte Meilen später war ich also hier. An diesem Ort, der auf keiner Landkarte von North Carolina verzeichnet war.

»Trautes Heim«, seufzte ich. Die Hände in die Hüften gestemmt, sah ich mich in meinem neuen Reich um.

Kevin bezeichnete es als Mobilheim, aber eigentlich war es ein alter Wohnwagen, der im Flowered Manor Trailerpark und Campingplatz angehalten und die Weiterfahrt verweigert hatte. Jemand hatte die Räder abmontiert und den Wagen auf Zementblöcke gestellt, und vielleicht hatte derselbe Mensch auch behutsam, liebevoll Prunkwinden gepflanzt, um die Blöcke zu kaschieren.

Die Blüten verliehen dem Ganzen eine hübsche Note, es war fast schon beeindruckend, welchen Effekt sie hatten, aber am Ende war es eben immer noch ein Wohnmobil.

Ein heruntergekommenes. In einem heruntergekommenen Trailerpark, der völlig abgelegen und praktisch unmöglich zu finden war.

Genau richtig für mich. Genau richtig.

Schauernd atmete ich tief durch, und die Angst, mit der ich ständig lebte, hob sich von mir wie ein Schwarm Krähen, aufgescheucht von einem winterlichen Acker. Normalerweise holte ich sie zurück, denn sie schützte mich.

Sie war mir vertraut.

Aber in dem verrückten kleinen Wohnwagen war sie nicht nötig.

Wir dulden hier keinen Blödsinn.

Gut, ich nämlich auch nicht, dachte ich und lächelte nach langer Zeit zum ersten Mal. Das Gefühl ließ mich beinahe schwindeln.

Ich duldete auch den Geruch hier nicht.

Es waren zwei Schritte von der Küche zum Essbereich, und ich beugte mich über den Resopaltisch und die beige Polsterbank, um die Vorhänge beiseitezuziehen und die Fenster aufzureißen. Ein stinkender Luftzug wehte herein, der mir über den Hals und unter den Kragen meines weißen Baumwollhemds strich.

Ich schloss die Augen, weil ich todmüde war und ... weil er guttat. Der Luftzug auf der Haut ... er fühlte sich gut an. Anders.

Und für anders war ich derzeit sehr zu haben.

Mein ganzes Leben hatte ich lange Haare gehabt und einen schweren Pferdeschwanz getragen, von dem mir der Kopf weh tat. Meine Haare waren von Natur aus rot, lockig und dick. Sehr dick.

Erdrückend.

Mom sagte früher oft, sie seien das Hübscheste an mir. Was eines jener Komplimente ist, die eigentlich keine sind, weil sie so viel gedanklichen Raum für Schlechtes lassen. Trotzdem war dies das Nette, das sie über mich sagte. Darum nahm ich es mir zu Herzen, denn sie war meine Mom.

Meine Haare abzuschneiden hatte mich enorm befreit. Nicht nur von Kopfschmerzen und Wärme, die verunstaltete Frisur ließ mich auch die Luft wie noch nie zuvor spüren. Die Sonne im Nacken war eine Offenbarung.

Der Wind hob meine kurzen Haare an und löste einen Schauer aus, der sich den Rücken hinunter fortsetzte und alle Nervenenden erfasste.

Das gefiel mir. Sehr.

Die Stille wurde gestört durch das ferne, gedämpfte Klingeln eines Telefons.

Es war nicht meines. Das hatte ich nämlich in einer Mülltonne am Busbahnhof von Tulsa zurückgelassen. Die anderen Wohnwagen standen nah, aber nicht: so nah, dass ich ein Handy in einer Handtasche klingeln hören konnte. Und genauso hörte es sich an.

Die Schränke meiner kleinen Küche waren leer. Auf den Fahrer- und Beifahrersitzen, die man umgedreht hatte, um einen Sitzbereich zu schaffen, lag nichts.

Keine vom Vormieter vergessenen Taschen.

Ich betrachtete den Stoffbezug der Polsterbank.

Will ich wirklich die Hand dazwischenstecken? Trotz seiner Schäbigkeit sah er einigermaßen sauber aus, aber ... zwischen Sitz und Rückenlehne waren oft ekelhafte Dinge zu finden. Tatsache.

Das Telefon klingelte erneut und löste in mir den Impuls aus, den Anruf anzunehmen. Ich schob die Hand in die Polsterritze und strich darin entlang, ohne auf etwas zu stoßen, nicht mal auf Kekskrümel oder ein Spielzeugauto. Dann jedoch ertastete ich das Plastikgehäuse eines Handys. Ich zog es heraus und schaute auf das Display.

Dylan.

Annehmen. Ablehnen.

Mit einem kleinen Daumenwischer nahm ich an.

Was für eine unscheinbare Handlung. Wirklich. Nach all dem irren Scheiß, den ich im Lauf der Woche getan hatte, war es ein Klacks, diesen Anruf anzunehmen.

Tja, da sieht man's mal wieder.

»Hallo?«

»Mensch, Megan, wo hast du denn gesteckt?«, sagte eine männliche Stimme. Er klang eher entnervt als verärgert. Beinahe erleichtert.

»Es tut mir leid.« Ich griff noch einmal in die Polsterritze, um vielleicht noch etwas zu finden. Geld. Geld wäre schön.
»Hier ist nicht Megan.«

Na also! Ich pulte drei Vierteldollarstücke heraus.

Der Kerl seufzte. Auf eine Art, an die ich furchtbar gewöhnt war. Das war der Missfallens-Seufzer. Der Ärger-Seufzer. Der Du-bist-schuld-Seufzer.

Und ich reagierte auf jene instinktive Art, die mir in den letzten fünf Jahren in Fleisch und Blut übergegangen war: Ich wollte alles mir Mögliche und mitunter auch völlig Unmögliches tun, um die Wut hinter jenen Seufzern zu besänftigen. Um alles wiedergutzumachen.

Doch diese fünf Jahre waren endgültig vorbei.

Tut mir leid, Dylan. Mich seufzt keiner mehr so an. Nicht mehr. Nie wieder.

Ich nahm das Handy vom Ohr und war im Begriff, aufzulegen, aber seine Stimme ließ mich innehalten, kurz bevor ich den Bildschirm berührte.

»Entschuldigung«, sagte er. »Sie können nichts dafür. Ist Megan da?«

»Nein.« Okay, ich ließ mich von einer Entschuldigung aufhalten. Denn Entschuldigungen waren nett und außerdem selten. Und dieser Typ klang ehrlich besorgt. Megan könnte seine Frau sein. Oder seine Freundin. Oder Tochter.
»Sie ist vor ein paar Tagen ausgezogen. Sie muss das Handy vergessen haben.«

Sein Lachen war tief und sehr männlich, und ich dachte dabei, dass ich in meinem Leben noch nicht viele Männer hatte lachen hören. Und das war sehr schade. Es klang nämlich nett.

Und ein bisschen ironisch, so als gälte das Lachen gar nicht mir, sondern vielleicht dem Universum, das sich gegen ihn gewendet hatte, als diese Megan ihn verließ.

»Das muss sie wohl«, pflichtete er mir bei. »Sind Sie in den Wohnwagen eingezogen?«

Mein Schutzinstinkt war noch neu und schwach, aber vorhanden, und er erhob sich auf wackligen Beinen, um die unüberlegte Antwort aufzuhalten, die mir auf der Zunge lag.

Ich kenne den Mann nicht. Ich weiß gar nichts über ihn.

»Ich mache hier gerade sauber«, sagte ich. »Ich wohne nicht hier.«

»Hoffe, die Arbeit ist nicht so übel, wie sie sich anhört.«

»Nein. Sie ist in Ordnung. Megan hat ihn wohl gut sauber gehalten.« Ich rollte die Augen über mich selbst.

»Wie heißen Sie?«

Wieder erfüllte der Schutzinstinkt seine Aufgabe.

Das ist ein Mann, dachte ich albernerweise. Kein Junge. Kein Typ. Sondern ein Mann. Seine Stimme klang tief, brummend, rau, als hätte er heute noch kaum gesprochen. Oder als ob er generell nicht viel redete. Oder als ob er ein Päckchen Zigaretten pro Tag rauchte – womit er eigentlich nicht so gut klingen dürfte. Aber das tat er. Er hatte einen Akzent aus einem der Südstaaten. Und er hatte sich zwar entschuldigt, wirkte aber ... hart.

Mit meinem Puls passierte etwas Eigenartiges.

»Wie ich heiße, wissen Sie«, sagte er.

Der dunkle Klang sandte mir Schauer über den Rücken wie ein Windhauch, und ich senkte ein wenig die Lider.

»Dylan«, sagte ich. »Das steht im Display.«

»Genau. Tja, also, Sie müssen nicht ...«

»Layla.« Das kam mir gerade in den Sinn. Layla war meine Cousine, eine hemmungslose junge Frau, der ich nur einmal begegnet war. Aber ihr Name fiel ständig, wenn meine Mom mich ermahnte und Geschichten über zu viel Nachsicht erzählte. »Du willst nicht enden wie Layla, oder?«

Das war urkomisch, denn wie ich zuletzt gehört hatte, war Layla jetzt eine extrem gefragte Maskenbildnerin in Hollywood und führte ein glückliches Leben.

Tja, Moms Horrorgeschichten hatten gewirkt, und nein, aus mir war keine zweite Layla geworden.

Aber in meinem neuen Leben ... würde ich mich vielleicht bemühen, ein bisschen zu werden wie sie.

Layla war kühn. Und voller Selbstvertrauen. Peinlich sexy für jemand so biederer und verklemmter wie mich, Annie McKay.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«, fragte Dylan und lenkte mich von meiner Cousine ab.

»Wieso denken Sie, dass etwas nicht in Ordnung sein könnte?«

»Man landet nicht im Flowered Manor Trailerpark, weil im Leben alles großartig läuft.«

»Ha! Was Sie nicht sagen«, erwiderte ich lachend. Die Erleichterung, ruhig dazusitzen, nicht mehr so viel Angst haben zu müssen und ... das Sonderbare dieses Telefongesprächs machten mich übermütig. Ich kam mir vor wie ein Kieselstein, den jemand den Hang hinuntergetreten hatte. Der immer schneller auf etwas zu rollte.

Der schäbige Trailerpark war offenbar prädestiniert für die letzte, verzweifelte Anstrengung. Alles und jeder, von Kevin bis zu der Prunkwinde vor den Radkästen, hielt sich krampfhaft an etwas fest.

»Wissen Sie, die Broschüre hat modernen Komfort versprochen, aber ich bin noch nicht auf den Spa-Bereich gestoßen«, witzelte ich. »Und ein zugewachsener Badeteich zählt nicht.«

Danach herrschte Schweigen. Und mit Schweigen kannte ich mich genauso gut aus wie mit Seufzern. Mit allen Varianten, mit den kalten Untertönen und mit den heißen.

Mit dem beißenden Schweigen vor *Du hast ein loses Mundwerk, Mädchen*.

Mit dem laut hallenden Schweigen vor dem Schlag mit dem Handrücken.

Ein dummer Witz. Es war nur ein dummer Witz. Ich bestehe aus dummen Witzen.

»Man kann sich auf Werbebroschüren nicht mehr verlassen, oder?«, sagte er.

»Schon gar nicht auf die an der Waschräumwand in Fernfahrererkneipen.«

Wir lachten beide, und das war auf jeden Fall mehr Spaß, als ich seit Jahren gehabt hatte.

»Sind Sie dort sicher?«, fragte er.

Die Frage mit der angedeuteten Sorge ätzte sich ein, fegte mein Lachen beiseite, als würde jemand mit dem Arm die Teller vom Esstisch fegen. Tränen brannten mir in den Augen.

Niemand sorgte sich um mich. Schon sehr lange nicht mehr.

»Layla?«

»Ja.« Es klang unwirsch, und meine Stimme schwankte.
»Ich bin sicher.«

»Wirklich?«

Wenn ich jetzt nein sagte, wenn ich mich bedroht oder ängstlich zeigte, würde er etwas dagegen tun? In Kürze vor meiner Blechtür stehen, um mir zu helfen?

Die Versuchung, ihm zu trauen, war groß.

Aber dafür war ich nicht so weit geflohen.

Ich ließ mich auf den Sitz fallen und nahm mein neues Zuhause in seiner ganzen Pracht in mich auf. Die Holzimitschränke, den winzigen Flur mit dem Trennvorhang zwischen Schlaf- und Wohnbereich, die Falttür zum Bad, von der ich nur die Kante sah.

Meins, dachte ich, und etwas Ungestümes, Bitteres stieg in mir hoch.

»Ja.« Ich fühlte mich sicher. Hunderte und Aberhunderte Meilen von meinem alten Leben entfernt. »Wirklich.«

»Gut«, sagte Dylan, als wüsste er, was ich verschwieg. Und tja, vielleicht wusste er das tatsächlich. Vielleicht war die Geschichte einer Annie McKay in dem Trailerpark etwas ganz Gewöhnliches.

»Wissen Sie, wo Megan hin ist?«, fragte ich. »Dann schicke ich ihr das Handy nach.«

»Nein. Es gehört ihr nicht. Es ist meins. Sie hat für mich gearbeitet.«

»Soll ich's Ihnen schicken?«

Sein Schweigen wirkte bedeutsam, aber nicht gefährlich.

»Sind Sie immer so nett?«

Ich lachte, denn das war nichts verglichen damit, wie nett

ich bisher gewesen war, um mich anderen anzupassen. Vor lauter Anpassung war von mir selbst nichts übrig geblieben.

Aber die Besorgnis dieses Mannes machte mich dankbar.

»Das Handy gehört doch Ihnen. Da scheint es mir nur richtig, es Ihnen zukommen zu lassen.«

»Die meisten Leute nehmen für einen fremden Menschen keine Mühe auf sich.«

»Würde es Ihnen weniger ausmachen, wenn Sie mir etwas über sich erzählten?«

Ich hatte das einfach so dahingesagt, aber sein Schweigen danach war seltsam schwer, als hätte ich eine Möglichkeit eröffnet, mit der er nicht gerechnet hatte.

»Ich werde Ihnen erzählen, wieso Megan das Handy bei sich hatte.«

Da war etwas in seinem Tonfall, das plötzliche Ausbleiben seines Lachens, ein neuer Ernst, bei dem ich mich kerzengerade aufrichtete.

Das ist der Moment, um aufzulegen, dachte ich, weil ich spürte, dass wir die Banalitäten gerade hinter uns ließen. Ich war nicht geübt darin, mich mit fremden Männern am Telefon zu unterhalten.

Hoyt würde ...

Der Gedanke an ihn und was er wegen meines Verhaltens täte und nicht täte – wie ein Geschwür in meiner neuen, nach Raumerfrischer riechenden Welt –, brannte sich durch mich, härtete mein Rückgrat mit altem Stahl.

Ich bin nicht Annie. Ich bin Layla. Zum Teufel mit Hoyt.

»Wieso?«, fragte ich und bemerkte, dass sich auch mein Tonfall verändert hatte. Als gäbe es Vertrautheit zwischen mir und dem fremden Mann, der sich, nach all den gleich-

gültigen Menschen in meinem Leben, bei mir erkundigte, ob ich mich sicher fühlte.

»Da steht ein Wohnwagen, von Ihrem aus der übernächste. In nördlicher Richtung. Sie können ihn durchs Fenster sehen.«

Ich drehte mich um und schob die Gardine vor dem Nordfenster beiseite.

»Haben Sie geguckt?«

»Ja.«

Ich hörte ihn atmen, und das löste in mir ein Kribbeln aus. Ein ursprünglicher Instinkt richtete mir die Nackenhaare auf.

»In dem Wohnwagen lebt ein alter Mann«, sagte er. »Megan hat ihn für mich im Auge behalten.«

»Ist er krank?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Braucht er Hilfe?«

Wieder das tiefe, brummende Lachen, wieder die eigentümliche Reaktion meines Pulsschlags. »Nein. Braucht er nicht. Im Gegenteil, ich habe Megan klar und deutlich angewiesen, keinen Kontakt zu ihm aufzunehmen.«

»Also hat sie ihn nur beobachtet?«

»So ist es. Und ich habe sie gut dafür bezahlt.«

»Hat sie noch was anderes für Sie getan?«, wollte ich wissen. Das schien mir keine Arbeit zu sein, für die man Geld verlangen konnte.

Bei seinem Schweigen wurde mir klar, was er jetzt vielleicht dachte, und vor Verlegenheit bekam ich Herzklopfen.

»Was meinen Sie damit, Layla?«

Oh, seine Stimme klang plötzlich äußerst intim, und jetzt konnte ich das nicht mehr übergehen. Irgendwie war es sexuell geworden. Schuld war die Layla-Sache, die hatte das in Gang gesetzt, und es war dumm, so etwas in Gang zu setzen. Denn ich spielte dieses Spiel nicht. Ich beherrschte es nicht. Es machte mich total verlegen.

Plötzlich unruhig geworden, stand ich auf. Ich spürte meine Kleidung viel zu deutlich auf der Haut.

»Nichts«, sagte ich rasch. »Mir scheint das nur etwas zu sein, was man ohne Bezahlung tut.«

»Bieten Sie mir an, ihn für mich im Auge zu behalten?«

»Klar.« Ich nahm meine Tasche und ging nach hinten zu dem winzigen Schlafraum. Das Doppelbett war nicht bezogen. Ein Stapel sauberer Bettwäsche lag am Fußende der verschlissenen, geblühten Matratze.

»Einfach so?«

»Einfach so.«

»Wann haben Sie zuletzt nein zu jemandem gesagt?«, fragte er.

»Welche Rolle spielt das?«

»Ich habe den Eindruck, dass Sie gedankenlos ja sagen, Layla.«

Oh, da hatte er recht. Verdammt recht.

»Und Sie wollen von mir ein Nein hören?«

»Ich will etwas, das Sie nicht gedankenlos hergeben.«

Meine Knie wurden weich, und ich lehnte mich an die holzverkleidete Wand, weil mir schwindlig war. Wie ... wie waren wir hierhin gelangt? Was war mit mir los?

»Sagen Sie nein zu mir, Layla«, murmelte er.

In meinem alten Leben war ein Nein gefährlich gewesen. Ein rotes Tuch vor einem mordlustigen Stier.

Ich war nicht mutig genug.

»Nein.« Das war nicht mal ein Flüstern. Nur ein Hauch. Aber eine Rebellion, die in mir brüllte. Ein Gefangenenchor in meiner Brust.

»Wissen Sie noch, wie ich heiÙe?«

Intuitiv begriff ich, worum er mich bat: Sagen Sie meinen Namen.

»Nein, Dylan.«

Das Geräusch, das er von sich gab, halb Seufzen, halb Stöhnen, war das Erotischste, was ich je gehört hatte, und auf einmal war die Sache völlig eindeutig. Er fragte mich nicht, was ich anhatte, aber die Wirkung war dieselbe. Die Absicht war dieselbe.

Das ist ... das ist Telefonsex. Ich habe Telefonsex mit einem fremden Mann in einem beschissenen Wohnwagen mitten in der Pampa!

Mit geballten Fäusten löste ich mich von der Wand.

»Rufen Sie mich nicht noch mal an.« Das klang entschiedener als erwartet. So entschieden hatte ich noch nie geklungen, und ich war stolz auf mich.

»Werde ich nicht.«

»Versprechen Sie es.« Wieso ich glaubte, er würde so ein Versprechen halten, wusste ich auch nicht, aber nachdem ich mich so dumm angestellt hatte, wollte ich wenigstens versuchen, mich klug zu verhalten. Meine Lüge, dass ich den Wohnwagen putzte, war leicht durchschaubar gewesen. Er wusste, wo ich war. Er konnte mich selbst im Dunkeln finden, das schwache Schloss aufbrechen ...

»Ich verspreche es. Sie sind in Sicherheit. Leben Sie wohl, Layla.« Und damit legte er auf.

Einen Moment später starrte ich das Handy an, als hätte ich so ein Gerät noch nie gesehen.

Das ist bloß ein Telefon, dachte ich, obwohl es in meiner Hand nahezu pulsierte, sonderbar lebendig wirkte. Etwas hallte in mir nach, ein fremdartiges Naturell, das nicht ganz mein eigenes war. Etwas Heißblütiges, Impulsives.

Sei nicht dumm. Oder hör auf, dich dumm zu verhalten. Oder ... was auch immer.

Ich ging zurück in die Küche, schaltete das Handy aus und warf es in einen der Oberschränke. In einem Notfall wäre es praktisch, und wenn er die Rechnungen nicht mehr bezahlte, würde ich eine Möglichkeit finden, mir einen eigenen Vertrag zu besorgen.

Mir zitterten die Hände. Ich bebte am ganzen Leib wie Espenlaub. Ich trat in das winzige Bad und drehte den Wasserhahn auf. Kaltes Wasser schoss hervor, spritzte aus dem Becken hoch und durchnässte meine weiße Baumwollbluse.

Erschrocken schnappte ich nach Luft.

»Verdammt«, murmelte ich und drehte den Hahn zu.

Ich drückte mir die kalten Hände an die Augen und Wangen, und dann blickte ich die Frau im Spiegel an. Wegen der Nässe war meine Bluse durchscheinend geworden, und ich konnte meine Haut darunter sehen. Den weißen BH. Meine Brustwarzen ... da. Schmerzhaft deutlich, *da*.

Langsam wickelte ich den dünnen, geblühten Schal ab.

Die Blutergüsse unterm Kinn und seitlich am Hals wurden in der Mitte allmählich gelb. Am Rand grün.

Der am Mundwinkel war noch dunkel und hässlich und rot.

Das ist mein Körper. Das sind meine Blutergüsse.

Die zitternden Hände auf dem Waschbeckenrand, das sind meine.

Was ich zu dem Mann gesagt habe.

Zu Dylan.

Das waren meine Worte. Meine.

Das bin ich.

Ich holte tief Luft, überwältigt von dem leeren Raum ringsherum, der gewöhnlich mit so viel Angst angefüllt war. Ohne die Angst, ohne die Vorschriften – die ausgesprochenen und unausgesprochenen, impliziten und expliziten – fühlte ich mich an den Anfang zurückgeworfen. Unfertig. Als wäre ich zurückgestutzt worden und dürfte jetzt – Gott, bitte, bitte ja – neu wachsen.

Mit meinen Haaren – die dicken, hübschen roten Locken waren einem schiefen Kurzhaarschnitt gewichen, den ich mir im Busbahnhof in Tulsa selbst verpasst und dann schwarz gefärbt hatte – erkannte ich mich selbst nicht wieder.

»So«, sagte ich laut zu dem Spiegelbild, zu der Fremden, die mich anblickte. »Wer bist du?«

Dylan

Eines stand fest: Dylan Daniels war das Biest. Er war der Bösewicht aus den Geschichten. Ein anderer Blödmann konnte gerne den Helden spielen und die Situation retten oder das Mädchen aus der Klemme holen.

Allein und abstoßend, wie er war, blieb er oben auf seinem Berg mit seinem Geld und seiner Arbeit, möglichst weit weg von den Menschen, denn so gefiel es ihm.

Es war besser so. Für alle.

Aber ab und zu machte er sich Sorgen wegen der Ungeheuer, die in der Nähe des Berges lebten, und er rief an, um sich nach Ben zu erkundigen.

Behutsam, als wäre es eine Bombe mit brennender Zündschnur, legte Dylan das Telefon auf die Werkbank.

Bleistifte rollten herunter und fielen auf den Boden, aber das beachtete er kaum.

Seit fünf Jahren ließ er den alten Mann bereits beobachten. Von sechs verschiedenen Leuten. Vier Frauen, zwei Männern.

Die erste Frage war immer gewesen, was für sie dabei herausprang.

Und das fand Dylan in Ordnung. Die Stimmen am anderen Handy hatten Leuten gehört, die gleichgültig waren und sich nur für die Unsummen interessierten, die er ihnen zahlte. Diese sechs waren unbeteiligt geblieben. Der alte

Mann und Dylans Gründe, ihn beobachten zu lassen, waren ihnen am Arsch vorbeigegangen. Und Dylan hatte sich keine Sorgen machen müssen, ob etwas schiefgehen könnte. Oder ob sie sang- und klanglos abhauten, was in dem heruntergekommenen Trailerpark häufiger vorkam.

Fünf Jahre lang. Sechs Leute, die für ihn nur Augen und Ohren gewesen waren. Austauschbar. Mehr nicht.

So war das bisher gewesen.

Und jetzt Layla.

Was sollte das werden?

Ihre Mädchen-vom-Lande-Freundlichkeit war etwas ganz Neues für ihn, aber das allein war es nicht. Das Angebot, ihm das Telefon zuzuschicken? Du lieber Himmel! In dem Trailerpark würde sich solche Nettigkeit nicht auszahlen, das wusste er genau.

Das hatte er in dem Moment begriffen, als sie auflegen wollte und als sie beschloss, mutig zu sein und weiterzureden. Und ... als sie den Atem anhielt und dann seufzte, als ihre schleppende Sprechweise einen rauchigen Klang bekam ... als es sie erregte.

Dieses kleine Preisgeben einer kolossalen inneren Veränderung. Von Gleichgültigkeit zu sexueller Erregung.

Wann hatte ihm zuletzt jemand etwas so Persönliches gezeigt? Etwas so Intimes?

Vielleicht noch nie.

Und er hatte ihre Erregung wie eine Berührung empfunden.

Na ja, wie sich eine Berührung seiner Erinnerung nach anfühlte. Es war eine Weile her. Tatsächlich so lange, dass er vergessen hatte, was Begierde war.

Aber ein zehnminütiges Gespräch mit einer Fremden, und er war stahlhart, sein Körper scharfgemacht, bereit für den Schuss.

Und er lechzte nach mehr.

Dylan hatte einen sechsten Sinn für Unausweichliches. Ein Gespür für die Vorgänge draußen in der Dunkelheit, das er nicht abschalten konnte. Für sich häufende Ereignisse, für Pfade, die dabei waren, sich zu bahnen, deren Resultat jedoch noch jahrelang nicht zu sehen sein würde. Gewöhnlich waren diese unausweichlichen Dinge schlecht. Für ihn jedenfalls.

Layla erschien ihm anders.

Scheiße. Schluss damit, dachte er. Sie war eine Frau mit einer netten Stimme, die der Gedanke an Telefonsex anmachte. *Lass es*.

Ringsherum stapelte sich die Arbeit. Termine rückten näher, und sein Team wurde allmählich unruhig. Nicht dass ihn einer von ihnen in seinem Zuhause belästigte. Aber er konnte sie spüren, nebenan in der Lagerhalle. Er witterte ihre Nervosität, ihre wachsenden Zweifel. Am Ende würde Blake, sein Geschäftspartner, noch aufkreuzen, um herauszufinden, warum sie so lange brauchten.

Darum schlug er sich das Telefongespräch aus dem Kopf und wandte sich wieder dem Bauplan zu, der auf der Werkbank ausgebreitet lag. Sie arbeiteten an einem angepassten Planetengetriebe für Handschaltung. Und es war eine Schönheit. Einfach ausgedrückt, bestand es aus Zahnrädern, einem großen Sonnenrad, umgeben von den kleineren Planetenrädern. Und sie alle waren umgeben von einem größeren Hohlrad, das alles zusammenhielt.

So funktionierte seine Welt am besten, alle Teile synchron. Er war das Sonnenrad, die Leute um ihn herum die Planetenräder, die Regeln, nach denen er lebte, hielten alles in der Spur. Unter Kontrolle. Wenn ein Teil schmutzig war oder nicht an der richtigen Stelle, wenn der Stahl den kleinsten Makel aufwies, funktionierte nichts.

Da gab es keinen Spielraum für Ablenkungen. Seltsame Obsessionen. Süße Mädchen am Telefon.

Darum schob er jene Gedanken beiseite.

Vier Stunden später jedoch dachte er noch immer an sie.

Layla.